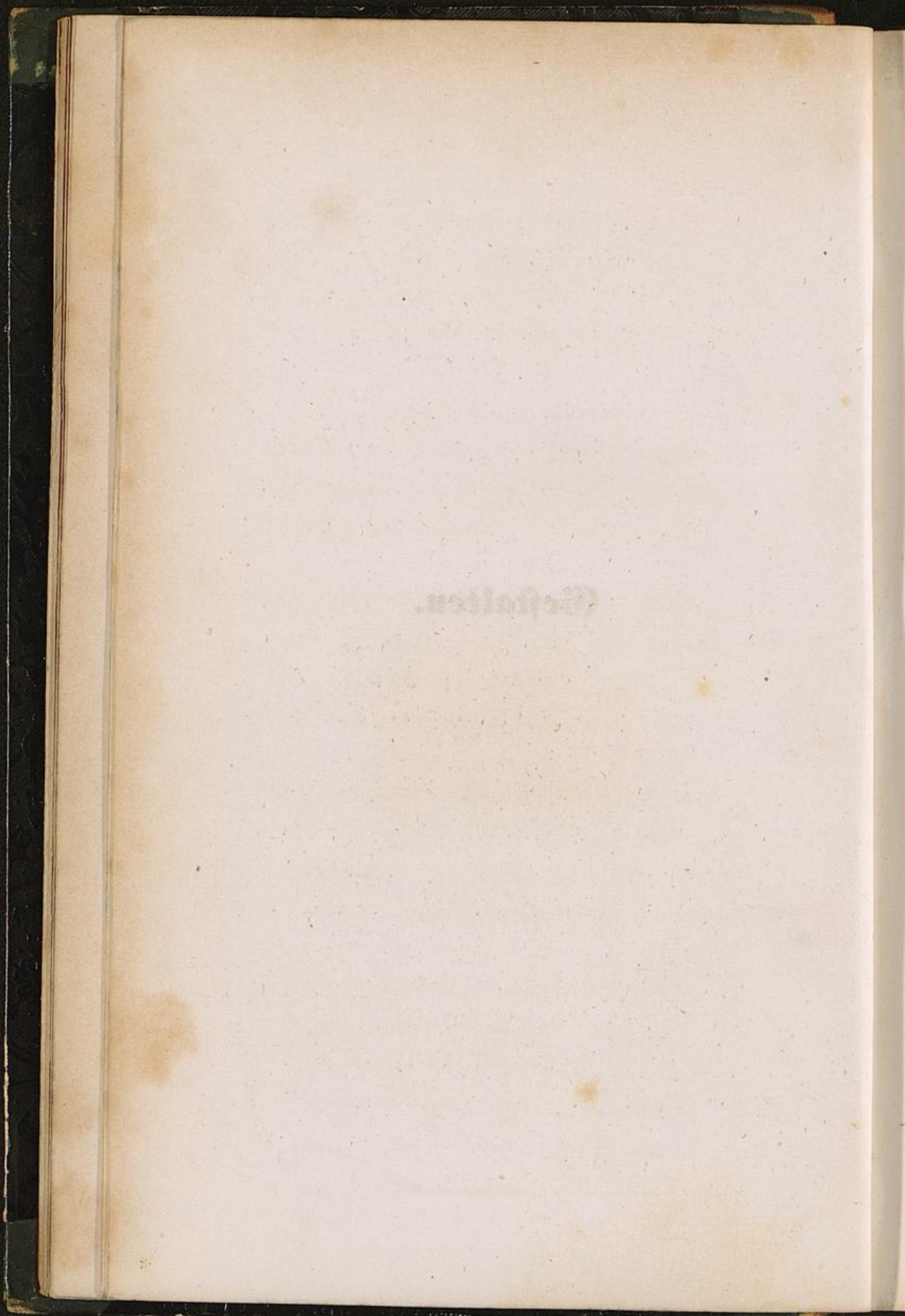


Gestalten.



Der ewige Jude.

Ich irr' allein in einem öden Thale
Von Klippenkalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wanderer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume;
Wie einen stillen Todsgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen: daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an fahlen Felsenrissen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß er nicht wecken kann die todtten Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
 Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
 Und gießen zu lebend'gen Liedesglocken,
 Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
 Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt' ich wäre
 Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere.“
 Ich rief's und ließ aufbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
 Ward Wolf' an Wolke brausend zugetragen;
 Wie zu des Herzens jüngsten Thränen, Klagen
 Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden. —

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
 Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
 Es wimmerten die Winde, schluchtfersangen,
 Und Donner schlug: — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Todsgedanke?
 Der Geier muß in einer Ritze ducken,
 So lang die Klagen das Gebirg durchzucken:
 Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
 Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
 Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
 Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend. — —

Schon sucht ich in den Bergeseinsamkeiten
 Ein Lager mir, da kam ein Rauch geslogen
 Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
 Zur waldversteckten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
 Durch dunkle Tannen, hörte Menschenworte:
 Bevor ich einschritt in die offne Pforte,
 Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
 Zu einem Gernsbart waidgerecht zu schlichten,
 Saß schweigend und wie sinnend auf Geschichten
 Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Kuß die Büchse putzend,
 Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trügen,
 Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
 Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode trutzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
 Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
 Denn ihre Kinder saßen schon gewärtig
 Mit froher Ungeduld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtet:
 Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
 Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
 Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte;
 Viel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
 Verzierten blank die Wände rings und Schränke,
 Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
 Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
 Die Hüllen sorglich um die Blößen breitet,
 Den Feind besiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
 Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
 Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
 Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirthe suchten ihren Gast zu ehren
 Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
 Wie sie die Wächter und das Wild berücken,
 Den Gemsen, wie sie fielen, Luchsen, Bären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stutze,
 Mit welchen schon sein Vater einst, der Alte,
 Als frischer Jung in diesen Bergen knallte;
 Mir wies die Frau, was sie besaß an Putze.

Sie ließ mir, kindlich, bunten Glitter schauen;
 Doch mehr als Kinglein, Perlenschnur und Spangen,
 Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
 Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
 Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Nie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
 In all den reichen kunstgeschmückten Hallen
 So klagend an die Seele mir gefallen,
 Wie dieses Bild; geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein; die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen!
Dann ward es still; vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen triefen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von himmen schwebe,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Rüste,
Die scheue Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg, doch hören es die andern
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hälsen.

Des todten Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Wiederhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschütz auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er 's Gerüll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glutversengten, gleichen;
Der Urkalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklipp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade,
 Und harret mit hoherhobner Todeswaffe,
 Daß der bestürzte Jäger auf sich raffe
 Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
 Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
 „Schieß her!“ ruft sein toddürstendes Gebrülle,
 „Sonst stirb!“ ruft sein todlechzendes Geheule.

Erstaunen und Entsetzen überschleiern
 Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
 Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
 Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
 Doch wie geprallt an eine Felsenscheibe,
 So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
 Den Jägersmann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
 Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen;
 Der Schütze hört noch lang sein fernes Fluchen,
 Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen

„Kann unglücklich nie die Ruhe finden!

„O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden,

„Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!

„Mein Wiederhall, am Felsen festgenagelt!

„Ein Halm, auf den es ewig niederhagelt!

„Ein flücht'ger Lichtstrahl, in den Stein gemauert!“

„Weh mir! ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,

„Wie er um kurze Rast so flehend blickte,

„Der Todesmüde, Schmach- und Schmerzgeknickte,

„Muß ewig ihn von meiner Hütte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,

Erhob sich schein und schlich zur grausen Stelle,

Wo seine Kugel traf, der Waidgeselle

Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten

Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:

Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen

Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend.

Da weckten meine wirthlichen Genossen
Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

// Heloise.

Im Klostergarten steht ein steinern Bild,
Ein Crucifix so ernst, versöhnungsmild.
Oft in der Nacht, der ungestörten, späten,
Geht Schwester Heloise hin, zu beten.
Auch heute kniet sie dort am Marmorstamme
Und fleht um Kühlung ihrer Herzensflamme:
„O Gott! nachdem du hast für uns gelitten;
Geflagt, geweint, empfangen Todeswunden,
Wird unglückliche Liebe noch gefunden?
Hat sie nicht ausgeweint und ausgestritten?
Hilf! rette mich aus diesen Finsternissen
Der Zweifel, die mein blutend Herz umnachteten!
Nach Ihm, nach ihm nur muß ich ewig schmachten,
O Gott! hier liegt mein Herz vor dir zerrissen!
Umsonst, daß ich empfing den frommen Schleier,
Daß ich zum strengen Orden mich bekannte,
Noch immer seh' ich meinen süßen Freier,
Wie er beim letzten Lebewohl sich wandte.

Du selbst hast ihn zum Gatten mir erkoren,
 Oft, wenn ich Wort und Küsse mit ihm tauschte,
 War mir, ob Himmelsbeifall mich umrauschte:
 Kannst du mich trösten, daß ich ihn verloren?
 Du kannst es nicht, muß zitternd ich bekennen,
 Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
 Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
 Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen
 Und wenn ich das Verlorne und Versäumte
 Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte.
 Vergib, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
 Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
 Nach Truggestalten strecke meine Hände,
 Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
 Verzeih, wenn ich oft knieend am Altare
 Zu knien mein' an meiner Freudenbahre,
 Und daß in mir verlornes Mutterglück
 Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!
 Im Mondlicht seh' ich hier dein Antlitz schimmern,
 Die Winde seufzen durch den Blüthenstrauch;
 Ich kam zu beten, doch im Windeshauch
 Hör' ich mein unempfangnes Kindlein winnern.
 Ich bin so arm, verlassen und beraubt,
 Nichts kann ich mehr zum Opfer und Geschenke

Dir bringen, Gott! als daß mein müdes Haupt
Ich hier zu deinem heil'gen Kreuze senke.
Daß ich die Wange kühl' an deinem Steine,
Wenn ich die Nacht um Mälard verweine.

|| Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel
Im weiten, windbewegten Meer
Ein Schmetterling mit mattem Flügel
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blüthenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus,
Vom scherzend holden Frühlingstande
Ins ernste, kalte Flutgebräus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaufelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug,
Es trieb hinaus ihn, wähl'ig lüstern,
Zu wagen einen weitem Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
 Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
 Kam fausend hinter ihm gezogen
 Und riß ihn fort der böse Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
 Zu früh verlornem Heimathglück,
 Der schwache Flattrer ringt vergebens
 Nach dem verschmähten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wandersleute
 Mit wehmuthsvollem Lächeln sehn
 Die zierlich leichte Wellenbente,
 Den armen Schmetterling vergehn.

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
 Der arme Schmetterling bist du!
 Inmitten Sturms und Regenbruchs
 Wankst du dem Untergange zu.

Du wagtest, eh' der Tod dich grüßte,
 Vorflatternd dich ins Geistermeer,
 Und gehst verloren in der Wüste,
 Von wannen keine Wiederkehr.

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid;
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit.

Auf meinen ausgebälgten Geier.

I.

Du stehst so still und ernst, mein ausgebälgtter Geier,
Ich bringe dir ein Lied mit meiner ernstesten Feier.

Zwar hörst du nichts davon, dir geht mein Gruß verloren;
Doch Dichter sind gewohnt, zu singen todten Ohren.

Es lebt ja noch der Geist, der einst dir gab die Schwingen,
Den traf der Jäger nicht, er hört mein Lied erklingen.

Und wenn kein Menschenohr auch meinem Sange lauschte,
So hört mich doch der Geist, der mir das Herz berauschte.

Ich wollt', ich wäre jetzt in fernen Felsenklüften,
Und du hoch über mir, still kreisend in den Lüften;

Ich ließe froh mein Aug' mit deinem Fluge schweifen,
Und wie du niedersährst, die Beute zu ergreifen;

Wie du, athmender Blitz, zu Boden niederzückst
Und mit den Krallen scharf ein warmes Leben pflückst;

Wie du das volle Herz ansetzest als ein Becher,
Daß mit dem Leben trinkt der Tod aus einem Becher.

Traun! milder ist der Tod, trotz Blut und Jammerstimme,
Wo heiße Lebenslust sich paart mit seinem Grimme,

Als wo kein Leben ist beim letzten Hauch zu sehen,
Wo still der Tod uns dünkt ein einsames Vergehen.

Ihr Weinenden am Sarg, an seinem dichten Schleier,
O kommt ins Felsenthal mit mir und meinem Geier!

O kommt, Unsterblichkeit will die Natur euch lehren,
Mit diesem Blute will sie trösten eure Zähren.

Im Kreischen dieses Aars, mag's auch die Sinne stören,
Ist für die Seele doch ein süßer Klang zu hören.

Hier findet Trost ein Mann, ward ihm ein Glück zunichte
Und näher tritt er hier dem Räthsel der Geschichte.

Der Geist, der heiß nach Blut hieß diesen Geier schmachten,
Es ist der starke Geist zugleich der Völkerschlachten;

Ein rasches Pochen ist's, ein ungeduldig's Drängen
Der Seele, ihren Leib, den Kerker, aufzusprengen.

Den großen Kaiser hat einst dieser Geist durchdrungen,
 Er hat ihm hoch sein Schwert zur Völkermahd geschwungen;

Der Jäger, der als Wild die Menschheit trieb im Borne
 Durch's Dickicht seines Heers und Bajonettendorne;

Der, wie das Schicksal, fest beim Wehgeheul der Schmerzen,
 Saatkörner seines Ruhms, warf Kugeln in die Herzen;

Und der auf Helena, wenn rings die Meerflut schäumte,
 Beim Sturme sich zurück in seine Schlachten träumte. —

Mehr als ein blut'ger Tod macht er mein Herz erbeben,
 Wenn unsichtbarer Hauch verweht ein Menschenleben;

Wenn über's Angesicht das Spiel vom letzten Schmerze
 Hinzittert wie der Rauch der ausgelöschten Kerze.

Doch furchtbar ist der Tod, ein Grauen nicht zu zwingen,
 Wenn eine Seuche kommt, die Völker zu verschlingen.

Der Kaiser liegt im Grab, die Menschen wollen Frieden,
 Da ward nach lautem Schreck ein stiller herbeschieden.

Viel tausend Leben hat die Seuche fortgenommen,
 Als hätte die Natur Verzweiflung überkommen,

Als wäre die Natur gejagt von einem Fluche,
 Daß mit geheimem Gift den Selbstmord sie versuche.

Ein Geier ist der Krieg, Herzblut ist sein Verlangen;
 Die Seuche, still und glatt, ist vom Geschlecht der Schlangen.

Wo diese Schlange schleicht, fliegt ihr voran das Grauen,
 Weil wir die Schlange nicht und ihren Rachen schauen.

Doch wie der wilde Nar mit seinen scharfen Fängen,
 Will auch die Schlange nur das Leben vorwärts drängen.

II.

Du todter Geier stehst noch immer wild und edel,
 Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.

Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
 Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen.

Es mag an diesem Bild sich gern mein Blick entzünden,
 Sehnsüchtig träumen sich nach Himalayagründen.

Den Ganges will ich dort abholen an der Quelle,
Und ziehn mit ihm hinab, sein lauschender Gefelle.

Der Ganges rauscht vorbei an einem Todtenacker,
Und Geier fliegen schnell heran, die Leichenhacker.

Hier Gentlemen, Hindu und Moslemim beisammen,
Die lustig nach Hurdwar zur lauten Messe kamen.

Die Schlange Cholera mit mörderischer Tücke
Verschlang sie rasch und spie sie schwarz und kalt zurücke.

An manchem Herzen jetzt die Geier zehrend haften,
Wie noch vor einem Tag die heißen Leidenschaften.

Die Raben tummeln sich am Nest des Geiermahls,
Und gierig springen dran Wildhunde und Schakals.

Und Störche ziehn heran, gefiederte Giganten,
Vom strenggemessnen Schritt geheißnen Adjutanten.

Wie sie auf ihren Fraß zuschreiten leis und facht,
Unhörbar: ist allein, was hier mich grauen macht.

Und wie bedächtig sie den Schnabel klappernd wehen;
Nur die Methode weckt mir grieselndes Entsetzen.

Dort Leichen führt hinab der Ganges, dumpf erbrausend,
Viel Geier sitzen drauf und schwimmen mit, fortschmausend;

Und andre folgen satt, mit müßigem Geflatter
Dem Leichenzuge nach, wild schwärmende Bestatter.

Hier bin ich rings umbraust von heißem Lebenstriebe,
Natur! hier rauchst dein Kuß der heft'gen Mutterliebe.

Hier muß das Grauen selbst der Seuche sich vermindern,
Seh' ich, Natur! wie du hier schwelgst in deinen Kindern!

Fort wird das Bild des Todes vom Lebenssturm getragen.
Der Siegesruf verschlingt mir alle Todesklagen.

Und mit den Geiern dort, die um die Leichen schwanzen,
Laß' fliegen ich am Strom Unsterblichkeitsgedanken.

// Der gute Gesell.

Des Menschengeschlechtes uralter Gefährte,
 Der nie von seiner Seite gewichen
 Seit dem Verluste des Paradieses,
 Wo er mitleidig sich angeschlossen;
 Der nie wird weichen von seiner Seite,
 So lang auf Erden ein Mensch noch athmet,
 Der unbekannte, der namenlose
 Wohlthäter der armen sterblichen Menschen,
 Er sey gepriesen von meinem Liede:
 Der alte treue gute Gesell.

Als der Mensch gebrochen mit seinem Gotte,
 Und als der elektrische Schlag der Sünde
 Durch die ganze lange Kette der Herzen,
 Vom ersten Ahne zum fernsten Enkel,
 Erschütternd schlug das Geschick des Todes
 Und die weithin tönende Klage;
 Als die ersten Thränen auf Erden flossen,
 Der Morgenthau des schmerzlichen Tages;

Als hinter dem ersten Menschenpaare
 Sich donnernd geschlossen des Edens Pforte:
 Da folgte den weinenden Fortgewies'nen
 Der gute Gefell, nachtragend heimlich
 Auf dorniger Bahn ein Freudenbündel,
 Das er noch eilig zusammengerafft
 Im Eden, für ihre traurige Flucht —

Kein strenger Richter, kein scharfer Denker,
 Kein Weiser ist der gute Gefell;
 Doch ist er ein Cicerone der Schöpfung,
 Ein wortgewandter mit warmem Herzen,
 Er führt uns an die Werke des Meisters,
 Und weiß er nicht viel vom tiefen Geheimniß,
 Vom Sinn und Geiste des ewigen Meisters,
 So weiß er von den herrlichen Bildern
 Doch süß zu schwätzen, mit funkelndem Auge,
 Daß friedlich und wohl uns wird im Herzen.

Kein Weiser ist der gute Gefell;
 Doch ein zauberkundiger Menschenfreund.
 Die Armuth schmerzt und der bittere Mangel:
 Inmitten der irdischen Güter stehn,
 Wie sie blühn und vergehn, und selbst vergehn,

Und sie nie gekannt und genossen haben
 Das schmerzt am Ende, wenn noch so leise. —
 Da kommt der gute Gefell in die Hütte,
 Wo der arme Mann mit Weib und Kindern
 Beim Abendmahl sich's behagen läßt,
 Den Kienspahn zündend und seinem Häuflein
 Die Lust am karglichen Mahl beleuchtend.
 Der Zauberer kommt und schüttet heimlich
 In die Schlüssel allen Wohlgeschmack der Erde;
 Und der arme Mann ist froh und betrachtet
 Sein Weib, einst schön gepriesen und reizend,
 Nun welk von Sorgen und Mutterliebe;
 Doch er sieht es nicht, die blassen Wangen
 Hat ihr geschmückt der gute Gefell
 Mit unverwelklicher Herzensjugend. —
 Der einsame Wanderer im fremden Gebirg,
 Der, ohne Heimath und Reisepfennig
 Entgegenweist der Nachtherberge:
 Mit einmal fühlt er den Muth gehoben
 Und schreitet rüstig durch's dämmernde Thal,
 Und fester greift er den Wanderstab,
 Denn der unsichtbare gute Gefell
 Geht mit und lüpfst ihm die schwere Bürde,
 Und raunt ihm ein lustiges Hoffnungsliedlein;

Er hat die Vögelein aufgestiftet
 Und das hüpfende Bächlein angemuntert,
 Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein,
 Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
 So hat's doch wohlgethan zur Stunde;
 Der gute Gesell nimmt's nicht so genau. —
 Dort liegt an Ketten im finstern Kerker,
 Den Tod erwartend, ein Verbrecher;
 Jetzt naht dem Unglückseligen leise
 Der gute Gesell und schenkt erbarmend
 Ihm einen festen, gesunden Schlaf;
 Noch steckt er ihm zu den guten Bissen,
 Nachsichtig heimlich, hinter dem Rücken
 Des bösen Gewissens, der Todesfurcht. —

Er weiß die trüben Erinnerungen,
 Die bangen Zweifel, verlorne Sehnsucht
 Allmählig der Seele zu entwenden,
 Wie die Mutter dem Kind ein schneidend Geräth,
 Womit es spielen möchte, verriegelt.
 Undankbar hab' ich ihn fortgewiesen,
 Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
 Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
 Dann ward er schüchtern und schen zuletzt,

Und immer feltner kam er und feltner.
Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
O komm zurück und verzeih den Andank,
Du lieber, milder, guter Gesell! —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges? wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn Alle, doch nennt ihn Keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohlthäter der armen sterblichen Menschen.

Der gute Geiſt.

Zwei Polen.

Hippolyt.

Schon sieben Jahre treibst du
Dieß wunderliche Wandern
Von einem Ufersaume
Der Welt dahin zum andern?
So lang aus diesem Schiffe
Trat nie dein scheuer Fuß,
Der lieben, trauten Erde
Zu bringen einen Gruß?
Und wenn das Schiff die Winde
In Landesnähe getragen,
Wenn du die blauen Berge
Sahst in die Lüfte ragen,
So bist du kalt geblieben
In deinem Bretterhaus?
So rief kein laut'rer Herzschlag
In deiner Brust: hinaus!?
Und sahst du auf den öden,
Den unwirthbaren Wogen,

Wie plötzlich kam ein Vogel
 Vom Lande hergeflogen,
 Der bald zur Heimath wieder
 An dir vorüberglitt,
 Nahm er nicht deine Sehnsucht
 In seine Wälder mit?
 Wenn du in weiter Ferne
 Mit feegeschärften Sinnen
 Sahst aus den Fluten tauchen
 Die grünen Waldeszinnen,
 Und unwillkürlich spürend
 Den Landgeruch gespürt,
 Hat sich in deinem Herzen
 Die Waldluft nicht gerührt?

Boleslaw.

Ich habe sieben Jahre
 Mich auf der See getrieben,
 Wird' auf der See mich treiben
 Vielleicht noch einmal sieben,
 So lang mir nicht vom Ufer
 Entgegen tönt die Kunde,
 Daß sich erhob die Menschheit,
 Zu heilen jene Wunde,

Die mit dem Falle Warschau's
 In thränenwerthen Tagen
 So tief dem heil'gen Herzen
 Der Freiheit ward geschlagen:
 So lange wird vergebens
 Gebirg und Wald mir winken,
 Und auf das Schiff ein Vogel,
 Ihr müder Bote, sinken.
 Den lieben Bergespfad,
 Der süßen Walde'sruh,
 Und manchem Freundesherde
 Keh'r' ich den Rücken zu
 Und kniecke todt im Herzen
 Den Wunsch nach Wiederkehr,
 Und wende meine Blicke
 Zurück ins freie Meer.
 Hier leb' ich mit den Wellen
 Und mit den freien Winden
 Und seh' dahin die Tage,
 Die hoffnungslos, schwinden;
 Hier leb' ich mit den Brüdern
 Erinnerungsvolle Stunden,
 Die dort im heil'gen Kampfe
 Beglückten Tod gefunden.

Hippolyt.

O tiefe Meeresstille!
 O grenzenloser Frieden!
 Auf weiter Wasserhaide
 Wie einsam, abgeschieden!
 Das Meer in seiner Stille
 Ist zwiefach unermessen;
 Hier haben uns die Winde
 Verlassen und vergessen.

Boleslaw.

Der finstre, stumme Himmel
 Ist wie mein Vaterland,
 Dem jeder Strahl der Freude
 Vom Angesichte schwand;
 Der stille Meeresboden,
 Wo keine Welle wacht,
 Ist wie die stille Wahlstatt
 Nach unsrer letzten Schlacht.

Hippolyt.

Das stumme, finstre Antlitz
 Des Himmels niederstarrt,

Und mit verhaltne'm Grolle
 Der Zeit des Sturmes harrt. —
 Der auf dem Dornenpfühle
 Thatloser Schmerzen ruht,
 Du wunderlicher Träumer,
 Wie wäre dir zu Muth,
 Wenn plötzlich über's Meer sich
 Zu dir herüberschwänge
 Ein Vöglein aus der Heimath
 Und wach den Träumer fänge?
 Wenn es ein Lied dir fänge,
 Wie sie sich drüben schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder
 Nach dir im Kampfe fragen?
 Du aber bist gebannet,
 Gefesselt ist dein Wille
 Und mit dem Schiff gewurzelt
 Hier in der Meeresstille!

Boleslaw.

Das Vöglein wird nicht kommen
 Und singen, wie sie schlagen,
 Und wie die Waffenbrüder

Nach mir im Kampfe fragen;
 Doch käm' es, müßt' ich weinen,
 Daß ich daheim nicht wär',
 Und würde ungeduldig
 Mich stürzen in das Meer.
 Mein Geist, entfesselt, eilte
 Zur lang ersehnten Schlacht,
 Ein Leitstern meinen Brüdern
 In dichter Pulvernacht;
 Und wollt' ein Feind im Dunkel
 Entfliehn der Schlacht, der heißen,
 Würd' ich des Rauches Mantel
 Ihm von den Schultern reißen,
 Die Kugeln meiner Brüder
 Würd' ich im Fluge lenken,
 Daß sie sich tief und sicher
 In Feindesherzen senken.

Hippolyt.

Schon regen sich die Küste
 Und Sturmeswolken ziehn;
 Vielleicht ist Polens Freiheit
 Auf immer nicht dahin.

Boleslaw.

Die Winde gehn und kommen,
Die Woge ebbt und flutet,
Doch ewig ohne Hülfe
Die tiefe Wunde blutet!

// Der traurige Mönch.

(Nach einer Sage.)

In Schweden steht ein grauer Thurm,
Herbergend Eulen, Aare;
Gespielt mit Regen, Blitz und Sturm
Hat er neunhundert Jahre;
Was je von Menschen hauste drin,
Mit Lust und Leid, ist längst dahin.

Der Regen strömt, ein Reiter naht,
Er spornt dem Roß die Flanken,
Verloren hat er seinen Pfad
In Dämmerung und Gedanken;
Es windet heulend sich im Wind
Der Wald wie ein gepeitschtes Kind.

Berrufen ist der Thurm im Land,
Daß Nachts, bei hellem Lichte,
Ein Geist dort spukt in Mönchsgewand,
Mit traurigem Gesichte;
Und wer dem Mönch ins Aug' gesehn,
Wird traurig und will sterben gehn.

Doch ohne Schreck und Grauen tritt
Ins Thurmgewölb der Reiter;
Er führt herein den Rappen mit,
Und scherzt zum Hößlen heiter;
„Gelt du, wir nehmen's lieber auf
„Mit Geistern, als mit Wind und Trauf?“

Den Sattel und den nassen Baum
Entschnallt er seinem Pferde,
Er breitet sich im öden Raum
Den Mantel auf die Erde,
Und segnet noch den Aschenrest
Der Hände, die gebaut so fest.

Und wie er schläft, und wie er träumt,
 Zur mitternächt'gen Stunde,
 Weckt ihn sein Pferd, es schnaubt und häunt —
 Hell ist die Thurmesrunde,
 Die Wand wie angezündet glimmt;
 Der Mann sein Herz zusammennimmt.

Weit auf das Roß die Klüftern reißt,
 Es bleckt vor Angst die Zähne,
 Der Kappe zitternd sieht den Geist
 Und sträubt empor die Mähne;
 Nun schaut den Geist der Reiter auch
 Und kreuzet sich nach altem Brauch.

Der Mönch hat sich vor ihn gestellt,
 So klagend still, so schaurig,
 Als weine stumm aus ihm die Welt,
 So traurig, o wie traurig!
 Der Wanderer schaut ihn unverwandt,
 Und wird von Mitleid übermannt

Der große und geheime Schmerz,
Der die Natur durchzittert,
Den ahnen mag ein blutend Herz,
Den die Verzweiflung wittert,
Doch nicht erreicht — der Schmerz erscheint
Im Aug' des Mönchs, der Reiter weint.

Er ruft: „O sage, was dich kränkt?
„Was dich so tief bewegt?“
Doch wie der Mönch das Antlitz senkt,
Die bleichen Lippen reget,
Das Ungeheure sagen will;
Ruft er entsetzt: „Sei still! sei still!“ —

Der Mönch verschwand, der Morgen graut,
Der Wandrer zieht von hinnen;
Und fürder spricht er keinen Laut,
Den Tod nur muß er sinnen;
Der Rappe rührt kein Futter an,
Um Roß und Reiter ist's gethan.

Und als die Sonn' am Abend sinkt:

Die Herzen hänger schlagen,

Der Mönch aus jedem Strauche winkt,

Und alle Blätter klagen,

Die ganze Luft ist wund und weh —

Der Kappe schlendert in den See.

Weib und Kind.

Ein schwüler Sommerabend war's, ein trüber,
Ich ging fußwandernd im Gebirg allein,
Und ich bedachte mir im Dämmerchein
Was mir noch kommen soll, was schon vorüber.

Kein Windhauch zog, die ernsten Thale ruhten,
Und wunderbar war mir das Fernste nah:
Der Tannwald stand ein fester Bürge da,
Daß sich noch alles wenden wird zum Guten.

Mir kam ein armes Bauernweib entgegen:
„Gelobt sey Jesus Christus!“ sprach sie mir,
„In Ewigkeit!“ so dankt' ich freundlich ihr;
Es ist der beste Gruß auf dunklen Wegen.

Ihr folgt' ein kleines Mägdlein, halb erschrocken,
Als sie mich sah und ich die Hand ihr bot;
Sie mühte sich mit einem Bissen Brot
Ein zögernd Kälblein mit sich heim zu locken.

„Kumm, Kalberl, kumm!“* so rief das Kind dem Thiere;
 Das klang so innig, lieblich und vertraut;
 Daß ich der Unschuld heimatlichen Laut
 Aus meinem Herzen nimmermehr verliere.

Lang blickt' ich ihnen nach, bis sie verschwunden
 Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
 Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
 Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.

* Oesterreichische Mundart.

Der Stenrertanz.**Robert.**

Laß, Freund, uns übernachten
In jenem Jägerhause,
Das uns entgegenklinget
Mit Geigen und Gesängen.
Heut ließ die Sonne sprühen
Die sommerscharfen Pfeile.
Es war ein heißes Wandern
Auf steilen Bergespfeiden;
Wir wollen uns erfrischen.
Und sind des Leibes Mühen
Am raschen Wanderstabe
Belohnt mit wackerm Imbiß
Und manchem Becher Weines,
Erquickten wir die Seele
Mit heiteren Gesprächen.

Heinrich.

Es war ein herrlich Wandern:
Den Abgrund überspringend,

Die Felswand überkletternd,
 fand ich in seiner hohen
 Geheimnißvollen Heimath
 Manch schönes Alpenblümlein,
 So einsam, bis zur Stunde
 Bekannt nur von den Lüften,
 Besucht nur von den Wolken,
 Erblickt von Sternenaugen.

Robert.

Es war ein herrlich Wandern:
 Vom Klippenast des Kalkes,
 Vom schwarzen Beet des Abgrunds
 Hab' ich gepflückt Gedanken,
 Niewelke Blumen Gottes,
 Die werden freudig duften
 Mir durch mein ganzes Leben.

(Sie treten ins Haus.)

Jäger.

Seyd schön begrüßt, ihr Herren,
 Glückselig guten Abend!

Robert.

Wollt ihr zwei müde Wandrer
 Herbergen für die Nacht?

Jäger.

Willkommen mir von Herzen!
 Nur ist's in meiner Hütte
 Ein wenig toll und voll,
 Wir haben heute Hochzeit;
 Ihr müßt euch schon begnügen
 Ein Plätzchen wo zu nehmen,
 Das nicht die Lust besetzt hat,
 's wird freilich knapp genug seyn.

Heinrich.

Hier wollen wir uns lagern,
 Den Tanz zu überschauen.
 Sieh dort den Jägerburschen,
 Den schlanken, schönen flinken
 Auf seinem grünen Hute
 Gembart und Hahnenfeder;
 Aus seinem festen Auge
 Blißt ihm ein Siegesstrahl;
 Die Gemse, die sein Blick faßt
 In ihrer Felsenheimath,
 Wird nicht mehr lange weiden
 Die frischen Alpenkräuter;

Die Dirne, die sein Blick faßt
 Wird nicht mehr lange wandeln
 Auf ihrer grünen Alpe
 Mit leichtem, freien Herzen.

Robert.

Das ist der beste Schütze
 Im steyrischen Gebirge.
 Ich wollte, Freund, es schlißen
 Entschlüsse mir und Thaten
 So scharf getreu zusammen,
 Wie diesem wackern Jäger
 Sein Blick und seine Kugel.

Heinrich.

Er ist der beste Schütze,
 Und ist der feinste Tänzer
 Von diesen Burschen allen.
 Wie er die schöne Dirne
 So leicht und sanft und sicher
 Im frohen Kreise tummelt!
 Und läßt das lust'ge Paar
 Hintanzen vor den Augen
 Harmonischer Bewegung,

Ein freundlich Bild des Lebens.
 Er reicht dem lieben Mädchen
 Hoch über ihrem Haupte
 Den Finger und sie dreht sich
 Um seine Faust im Kreise,
 Die Anmuth um die Stärke.
 Er tanzt gerade vorwärts
 In edler Manneshaltung
 Und läßt das liebe Mädchen
 Leicht wechselnd aus der Rechten
 In seine Linke gleiten,
 Und nimmt die Flinkbewegte
 Herum in seinem Rücken,
 Läßt sich von ihr umtanzen,
 Als wollt' er sich umzirken
 Rings um und um mit Liebe,
 Und ihr im Tanze sagen:
 Du schließest mir den Kreis
 Von allen meinen Freunden!

Robert.

Nun fassen sich die Frohen
 Zugleich an beiden Händen
 Und drehen sich geschmeidig,

Sich durch die Arme schlüpfend,
 Und blicken sich dabei
 Glückselig in die Augen,
 Als wollten sie sich sagen:
 So wollen wir verbunden,
 Uns in einander schmiegend,
 Hintanzen leicht und fröhlich
 Durch's wechselvolle Leben!

Heinrich.

Hörst du den Jäger jauchzen?
 Zu enge sind der Seele
 Die Ufer ihres Leibes,
 Und jubelnd überbrausen
 Die Fluten des Entzückens.

Robert.

Siehst du die Erd' ihn stampfen?
 Im Freudenübermuth
 Gibt er der Erde schallend
 Den Fußtritt der Verachtung;
 „Du kriegst nur unsre Asche!“
 Ruft ihr sein helles Jauchzen,
 Und flammend blickt sein Auge

Der Liebsten in das Auge,
 Unsterblichkeitsgewiß:
 „Wir haben uns auf ewig!“ —
 Die Blicke dieser Beiden
 Sind mir gewisse Bürgschaft
 Für mein unsterblich Leben;
 Was sich geliebt auf Erden
 Muß dort sich wiederfinden.

Heinrich.

Das glaub' ich nimmermehr,
 So gern ich auch, o Freund
 Und treuer Berggenosse,
 Mit dir durchstreifen möchte
 In einem andern Leben
 Die himmlischen Gebirge,
 Und dort sie alle finden,
 Die hier mein Herz verloren:
 Doch kann ich es nicht glauben.
 Wie diese Musikanten
 Auf Geig' und Zither spielen
 Den lust'gen Steyrertanz,
 Den ersten Theil des Walzers
 Im zweiten wiederholend,

Nur wechselnd in der Tonart:
 Meinst du, der alte Geiger
 Dem die Gestirne tanzen
 Zur starken Weltenfiedel,
 Wird unser Erdenleben,
 Wenn's einmal abgespielt ist,
 Noch einmal 'runterspielen,
 Nur höher, in der Quinte? —

Robert.

Ich meine das mit nichten.
 Wohl bin ich nur ein Ton
 Im schönen Liede Gottes;
 Doch wie das schöne Lied
 Wird nimmermehr verklingen,
 So wird der Ton im Liede
 Auch nimmer gehn verloren,
 Nicht brechen sich am Grabe:
 Und was im Erdenleben
 Mit ihm zusammenklang,
 Wird einst mit ihm erklingen
 Zu freudigen Accorden
 Im Strom des ew'gen Liedes.

Die drei Zigeuner.

Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein feuriges Fiedel.

Hielt der Zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Cymbal am Baum hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum ging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicker,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschicken.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's veriraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Nach den Zigeunern lang noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

// Die nächtliche Fahrt.

Zu öd' und traurig selbst den Haidewinden
Sind diese winterlichen Einsamkeiten,
Nur Schnee und Schnee ringsaus in alle Weiten,
Nur stiller, keuscher, kalter Tod zu finden.

Hier ist's umsonst, nach frohem Ton zu lauschen,
Singvögel sind geflohn von diesem Grabe,
Den Schnabel in die Federn hüllt der Rabe,
Und eingefroren ist der Bäche Rauschen.

Sieht man den Wald so tief in Tod versunken,
Will man's nicht glauben, daß er jemals wieder
Aufgrünt im Lenz, daß je hier seine Lieder
Ein Vogel singt, vom Frühlingshauche trunken.

Es glänzt der Eichenwald in Eiseklammern;
Jetzt Wölfe heulen am verschneiten Grunde,
Wie Bettler, hungerwach, in nächt'ger Stunde
Am Grabe eines milden Königs jammern.

Dort fährt ein Schlitten auf der blanken Wüste,
 Der Kutscher treibt die ausgestreckten Pferde,
 Als ob mit seinem Fuhrwerk er die Erde
 Vor Sonnenaufgang noch umrennen müßte.

Drei Hengste sind's, rasch wie des Nordens Lüste,
 Ein jeder trägt das werthe Probezeichen
 Der Schnelligkeit im rüstigen Entweichen,
 Die Narbe des Wolfsbisses an der Hüfte.

Ein Glöcklein trägt das Mittelroß der Gabel,
 Zum Glöcklein tanzend fliehn vorbei die Bäume
 Am Schlitten, trüb, wie schnellvergeßne Träume,
 Der Wald entflieht wie eine bleiche Fabel.

Die schnellen Renner sind mit Eis behangen,
 Das flirrend an den schwarzen Mähnen zittert,
 Der Rosse Rücken ist mit Reif umgittert:
 Der Tod will sie mit kaltem Netze fangen.

Gefauert sitzt, gehüllt vom Bärenfragen,
 Der Wojewod im Schlittenforbgeslechte
 Still hinter seinem pelzverhüllten Knechte,
 Der manchmal pfeift, die Pferde anzujagen.

Dem Schlitten folgt in klarer Mondeshelle
 Ein zweiter nach, mit gleichgeschwinden Kennern,
 Befrachtet auch mit zwei verhüllten Männern,
 Und auf der Haide klingelt seine Schelle.

Die Nacht ist grimmig kalt; o Wandrer meide
 Den Schlaf; hörst du das Glöcklein nicht mehr schlagen,
 So wird's vom Kofse dir vorangetragen
 Dein wandernd Sterbeglöcklein auf der Haide.

Der Bäume Leben floh zum Grund hinunter;
 Gib, Wandrer, acht, daß nicht auch deine Seele
 Zu ihrem Grunde sich hinunterstehle,
 Wenn du einnickest; Wandrer, halt' dich munter!

Bist du ein Jäger, denke an ein Wildern;
 Hast du ein Lieb, denk' an ihr süßes Lager,
 Wenn Haß dich wurmt, der scharfe Herzensnager,
 So halt dich wach und warm mit Rachebildern! —

Ha! Wölfe! seht, ein ganzes Rudel Tode!
 Sie folgen, eine nachgeschleifte Kette,
 Die Todesangst, der Hunger rennen Wette,
 Und ohne Furcht bleibt nur der Wojewode.

Es fracht der Schnee, schnell sind die grauen Horden,
 Doch schneller sind, Gottlob! die braven Hengste,
 Die Rappen sind im Drang der Todesängste
 Plötzlich wie junge Raben flügg geworden.

So fliehn sie weite Strecken, angstgetrieben:
 Die Männer schießen schreckend die Gewehre
 Vom Schlittenborde nach dem grausen Heere,
 Bis nach und nach es ist zurückgeblieben.

Nun halten sie; die Pferde dampfend schwitzen
 Und schnauben aus den Müstern sich das Baugen;
 Drei treten in die Schenke und verlangen
 'nen Becher Wein, doch bleibt der Wojwod sitzen.

Da springt der Wirth, ein Jude, an den Schlitten
 Und macht dem Gaste tiefe Reverenzen:
 „Darf ich, Herr Wojewod, euch nicht kredenzen
 Wein, Brod und einen feinen Bratenschnitten?“

Und mit Gelächter ruft der Kutscher drinnen:
 „Dem schmeckt kein Braten und kein Gläschen Nothher,
 Der ißt nicht, trinkt nicht, friert nicht, ist ein Todter,
 An dem, Hebräer, wirst du nichts gewinnen!“

„Im Zweikampf ist der gute Herr geblieben,
Sein Erzfeind, Russe, hat ihn todtgeschossen;
Ich fahre meinen schweigenden Genossen
Heim in die Gruft vorausgegangner Lieben.

„Bald aber hätt' ich ihn die Treu zerrissen,
Denn wären uns die Wölfe näher kommen,
So hätt' ich ihn nicht weiter mitgenommen,
Ich hätt' ihn, uns zu retten, hingeschmissen.

„Ich meine immer noch sein Blut zu schauen,
Wie's rauchend in den weißen Schnee gequollen,
Wie sich's nicht bergen konnte in den Schollen;
Das Bluteis darf im Frühling erst zerthauen!“

Sie fahren weiter mit verhängtem Zügel
Fort über Brücken, Bäume, Teich' und Bäche,
Denn alles hat der Schnee gefüllt zur Fläche,
Und gleichgesetzt der Wind mit seinem Flügel.

Nur manchmal blickt der Kutscher nach dem Todten;
Noch sitzt er da, das Haupt vorunterneigend,
Wie er gefessen, unbekümmert, schweigend,
Als hinterher die grimmigen Wölfe drohten.

Das Mordblei, das den Wojewoden fällte
Und stecken blieb in seinem Eingeweide;
Der Schnee, der rings bedeckt Podoliens Haide;
Sein Herz — sind alle drei von gleicher Kälte.

Der Wind erwacht und rasselt an der Föhre,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Kossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob er fröre. —

Das mahnt uns an die Träume eines Czaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden,
Das Ruhmesglöcklein an sein Roß gebunden,
Das todte Polen durch die Haide fahren.

Vision.

Vom Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mäh'n' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnputz,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stuß.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht;
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlied,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller flieht.

Schnell ist der Wolkenschatten Flucht,
Der Reiter schneller noch.
Raum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Gibt er dem Roß die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliegt
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege dort ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg', ragt,
Seitwärtsge wandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und rußt so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, leb' wohl! leb' wohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heldengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Schick ist der Hellenistenschüler
 Der Hellenistenschüler war
 Kommt heute er in der Hellenistenschule
 Schon auch ein Hellenistenschüler

Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine

Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine

Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine

Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine
 Die Hellenistenschule ist eine